



Jürgen Mittelstraß

Zuviel Mainstream oder: wie kommt das Neue in die Wissenschaft? : eine Einführung – Teil II

In: Zuviel Mainstream oder: Wie kommt das Neue in die Wissenschaft? : Streitgespräche in den Wissenschaftlichen Sitzungen der Versammlung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften am 5. Juni 2015 und am 27. November 2015. – Berlin: 2016, S. 83-87 (Debatte ; 15)

Persistent Identifier: [urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-25608](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-25608)

Die vorliegende Datei wird Ihnen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 3.0 Germany (cc by-nc-sa 3.0) Licence zur Verfügung gestellt.



Jürgen Mittelstraß

Zuviel Mainstream oder: wie kommt das Neue in die Wissenschaft?

Eine Einführung – Teil II

Zur Erinnerung: Unsere Diskussion im Juni entzündete sich bereits an der Formulierung des Themas „Zuviel Mainstream oder: wie kommt das Neue in die Wissenschaft?“. Bemängelt wurde, dass die Bezeichnung „Mainstream“, auf die Forschungspraxis der Wissenschaft bezogen, einen falschen Akzent setzt, die Aufmerksamkeit in eine ganz und gar irreführende Richtung lenkt, und dass die Betonung des Neuen in der Wissenschaft mehr dramatisiert als erklärt.

Tatsächlich stammt der Ausdruck „Mainstream“, wie schon in den einführenden Bemerkungen zu unserer ersten Diskussionsrunde herausgestellt, aus der Wissenschaft eher fremden Zusammenhängen, nämlich aus dem Medienbereich, der Musikszene, kulturellen Vorlieben und Moden. Die wissenschaftliche Arbeit scheint er wenig zu berühren. Immerhin stand der Begriff des Forschungsprogramms, der den wissenschaftlichen Alltag beherrscht und das wissenschaftliche Denken in seiner Problemwahrnehmung und seinen Problemlösungsstrategien bestimmt, einmal im Mittelpunkt der von Thomas Kuhn angestoßenen wissenschaftstheoretischen Diskussion um den paradigmengelenkten Charakter von Wissenschaft, die dann auch Eingang in die wissenschaftstheoretischen Debatten der Disziplinen, zumindest in die Vorworte wissenschaftlicher Lehrbücher, fand. Weniger „philosophisch“ und weniger ungewohnt formuliert bewegt sich die wissenschaftliche Arbeit immer im Rahmen von Programmen, eben Forschungsprogrammen, auf die sich die Wissenschaft selbst festlegt – gelegentlich wohl auch, in problematischer Weise, wissenschaftspolitisch beeinflusst (Stichwort „Programmforschung“). „Mainstream“ ist dafür nur ein blödes Wort. Also: Viel Lärm um nichts? Wissenschaft ist schließlich nicht nur ein forschendes, sondern auch ein planendes, seine eigene Arbeit planendes Subjekt. Eben das macht sich in Forschungsprogrammen und der alltäglichen wissenschaftlichen Arbeit geltend.

Ähnlich ist es mit dem Begriff des Neuen in der Wissenschaft. Emphatisch scheint hier die wissenschaftliche Arbeit auf das unerhört Neue, auf wissenschaftliche Revolutionen zuzulaufen, in deren Licht alle unsere täglichen

Bemühungen in Forschung und Lehre grau erscheinen. Und noch immer steht der Name Copernicus für das wahre Wesen von Wissenschaft, obwohl, wissenschaftshistorisch genauer betrachtet, Copernicus eher ein Konservativer als ein Revolutionär war (mit seiner Arbeit wollte er die astronomischen Prinzipien der Alten, ganz und gar nichts Neues in Geltung setzen). Erkenntnis findet auch im Alltag, hier dem wissenschaftlichen Alltag, statt, nicht nur sonntags, wenn die Wissenschaft feiert. Also auch hier, in der Betonung des Neuen in der Wissenschaft, viel Lärm um nichts? Es geht um die zu Recht vielbeschworene Erkenntnisorientierung der Wissenschaft, wenn sie forscht, um nicht mehr und nicht weniger; und Erkenntnisse fallen mal mehr, mal weniger spektakulär aus. Man muss nicht jeden Tag Einstein begegnen, um sich als Forscher begreifen zu können. So viel zur verständlichen Kritik an unserer Fragestellung.

Nun sind beruhigende Worte nicht gerade geeignet, Debatten anzuregen. Deshalb soll es auch mit dem Gesagten nicht sein Bewenden haben. Es würde auch dem ersten Teil unserer Debatte nicht gerecht. An die sei jetzt angeknüpft. Da ist z. B. die These, dass sich ein Mainstream nicht etablieren kann, ohne dass er sich als Wegbereiter des Neuen auswies (Horst Bredekamp). Das heißt, die wissenschaftliche Arbeit, gerade wenn sie die gemeinsame Arbeit ist, hat generell das Neue im Blut, sonst wäre sie eben keine wissenschaftliche Arbeit. Da ist die Warnung davor, die wissenschaftliche Normalität im Begriff des Mainstream generell zu denunzieren und mit dem Begriff des (wissenschaftlich) Neuen allzu naiv den Begriff des an und für sich Guten zu verbinden (Renate Mayntz). Die Rede vom wünschenswerten Neuen, ebenso wie die gebetsmühlenartig vorgetragene Forderung nach Innovation, ist ohnehin in hohem Maße erklärungsbedürftig; Zweifel, Skepsis ist, wie immer in der Wissenschaft, geboten. Da ist der Hinweis auf Mechanismen, die dazu führen, dass andere Möglichkeiten als die naheliegenden (z. B. im Berufungsfall) und andere Perspektiven als die einmal eingenommenen (z. B. im Forschungsfall) nicht ausgeschöpft werden, Diversität allgemein (auch in der Wissenschaft erstrebenswert) leidet (Günter Ziegler). Und da ist das Missvergnügen an der Arbeit der Wissenschaftstheoretiker und ein Plädoyer für die wissenschaftliche Wahrheit (Martin Quack), von der nicht einmal die Philosophen, sonst immer für große Worte gut, zu reden wagen. Schließlich hat Christoph Marksches in seiner kommentierenden Zusammenfassung, die wiederum um die Begriffe des Neuen und der Wahrheit kreist, auf die Bedeutung des Spielerischen in der Wissenschaft hingewiesen. Kollege Popper wäre höchst zu-

frieden gewesen. Das waren die Diskutanten meist nicht, wie nachzulesen. Aber was wäre auch eine Debatte, die sich in der Zustimmung erschöpfte. Roma locuta, causa finita? Keineswegs. In der Wissenschaft gibt es, wie allgemein bekannt, keinen Papst oder andere höchste Instanzen. Und auch die Einheit im Widerspruch ist unbefriedigend. Wir setzen also einfach fort. Zur neuerlichen Einleitung zwei kurze Bemerkungen: Lob des Irrtums und Kritik des Leuchtturms.

In der Wissenschaft (und nicht nur dort) lieben wir die Wahrheit – hier im schlichten Sinne als Bestätigung verstanden – und fürchten wir uns vor dem Irrtum. Das führt häufig zu einem übermäßigen Sicherheitsstreben, d. h. zum Festhalten am Bewährten, sei es bei der Wahl von Forschungsthemen, sei es in der Akzeptanz von Theorien. Hier gilt es, *irrtumsfreundlicher* zu werden. Denn nur wo der Irrtum ist, ist auch das wirklich Unbekannte, auf das alle Forschungsanstrengung geht. Gelingendes bewegt sich meist auf dem Boden des (schon) Bekannten, sichert eher dessen Bedeutung als es in Frage zu stellen. Gelingendes steht für den *Entwicklungswillen* in der Wissenschaft, damit für das eher Konservative (kleiner Radius), nicht für den *Entdeckungswillen*, damit für die praktizierte Unabhängigkeit des wissenschaftlichen Verstandes (großer Radius). Kuhns Begriff der normalen Wissenschaft nimmt hier gefängnishafte Züge an, jedenfalls charakterisiert er das Festhalten am Gewohnten, an gewohnten Fragestellungen und Forschungsstrategien. Das wiederum steht nur scheinbar im Widerspruch zu dem zuvor kritisch über einen emphatischen Begriff des Neuen Gesagten: Auch der Entdeckungswille gehört zum Alltag der Wissenschaft (oder sollte zu ihm gehören), nur sollte er eben irrtumsfreundlicher werden. Es gibt so etwas wie die Wahrheit des Irrtums, die darin beruht, der (zukünftigen) Wahrheit eine Bresche zu schlagen. Weniger metaphorisch formuliert: Nicht nur das Nichtwissen, sondern auch das Wissen kann dem Neuen in der Forschung im Wege stehen. Historisches Beispiel: die Teilchentheorie des Lichts (Newton), abgelöst durch die Wellentheorie des Lichts (schon bei Huygens), Wiederkehr der Teilchentheorie (Hertz und Einstein) und Überwindung der Alternative Teilchen oder Welle durch die Theorie der Lichtquanten (Einstein). Jedesmal war es ein akzeptiertes Wissen, eine akzeptierte Theorie, die im Wege stand. Soviel zum Lob des Irrtums (und der Vorläufigkeit des Wissens) in der Wissenschaft.

Die Kritik des Leuchtturms (meine zweite Bemerkung) knüpft an eine falsche Alternative in der Theorie der Forschungsförderung an. Hier stehen sich in der Förderrhetorik, und damit wohl auch in der Wahrnehmung der Wissenschaft

selbst, Forschung, die als exzellent gilt, und Forschung, die als normal gilt, entsprechend dann eine Leuchtturmförderung und eine Gießkannenförderung, scheinbar unversöhnlich, gegenüber (also auch ein neuer Dualismus). Diese Gegenüberstellung übertreibt und überhöht die Exzellenz bzw. was als diese gilt – als hätte diese alle Brücken zur Normalität der Forschung abgerissen –, und sie diffamiert die Normalität, als sei diese eine Schwundstufe der Forschung, als habe sie als mittelmäßige Forschung zu gelten. Beides ist falsch. Exzellenz lebt von der Einbettung in eine allgemeine Forschungswirklichkeit, sie kann auch niemals auf Dauer gestellt werden. Die Normalität der Forschung ist die eigentliche Wirklichkeit der Forschung. Verdeckt wird durch die Gegenüberstellung von Leuchtturmexistenz und Forschungsalltag (Forschung, die nun offenbar im Dunklen liegt) etwas Selbstverständliches – wobei schon die Leuchtturmmetapher selbst seltsam ist; schließlich werden, geleitet durch besseres Wissen und eine bessere Technik, Leuchttürme gerade außer Dienst gestellt: Wissenschaft ist stets auf dem (mühsamen) Wege zum besseren Wissen, meinetwegen auch zur Wahrheit. Und ob das gewonnene Wissen wirklich ein besseres Wissen und exzellent ist, entscheidet sich meist erst später, nämlich dann, wenn die weitere Entwicklung es zum Ausgangspunkt nimmt – oder eben auch nicht. Mit anderen Worten: Dass ein neues Wissen, die Verwandlung des Unbekannten in Bekanntes, manchmal zu großer und manchmal zu kleiner Münze wird, ist selbst ein Zeichen von Normalität, d. h., es ist ganz und gar nichts Ungewöhnliches.

Damit soll die große Leistung, die es gerade auch in der Forschung gibt, nicht geschmälert werden, im Gegenteil. Die große Leistung hält die Forschung in Gang, macht weiter Mut, lässt die Neugier, die nach alter Vorstellung Motor der Erkenntnis ist, nicht einschlafen, macht das große Versprechen der Wissenschaft aus. Dass diese Leistung kein bloßes Versprechen bleibt, sondern immer wieder stattfindet, davon lebt die Wissenschaft; davon lebt aber auch die Gesellschaft, insofern sie in Form einer zunehmend technischen Kultur von wissenschaftlichen Leistungen abhängig ist. Auch Innovation, von der sie so gerne spricht, ist schließlich nichts anderes als die methodisch-technische Anwendung forschungsbezogenen Wissens unter gesellschaftlichen Zwecken.

Am Anfang von Entwicklungen steht stets eine Einsicht, eine bislang nicht gewonnene Erkenntnis, ein neues Wissen. Und auch für die Gesellschaft ist es egal, wie sich diese Einsicht, diese Erkenntnis, dieses Wissen selbst begreift: als irgendwie herausragend, also exzellent, oder einfach als ganz normal im Sinne von: so arbeitet die Wissenschaft, so arbeitet der wissenschaftliche

Verstand. Richten wir also unser Wissenschaftssystem so ein oder halten wir es in seinen gelungenen Strukturen so fest, dass das Außergewöhnliche ebenso wie das Gewöhnliche zu seiner Normalität gehört, ungeachtet des Umstands, dass es immer Forschungsparadiese und Forschungswüsten geben wird, wobei es die Paradiese unter finanziellen Zwängen immer schwerer haben und es den Wüsten immer wieder gelingt, sich als vermeintliche Paradiese darzustellen. Immerhin gehört ja auch die Fata Morgana zur natürlichen Ausstattung von Wüsten. Die Wahrheit ist, dass auf Ödflächen große Leistungen selten gedeihen; das Außerordentliche setzt auch in der Wissenschaft viel Qualität voraus, und eben diese Voraussetzung gilt es zu sichern („Mainstream“ ist dafür nur das falsche Wort).

Zum Schluss noch eine kurze weitere Bemerkung zu einer fatalen Entwicklung, die den Forschungsbegriff selbst betrifft und deren Zeuge wir alle sind: der Forschungsbegriff erodiert. Auf einmal heißt schon Forschung, wo jemand nur ein Reagenzglas in die Hand nimmt oder Neugierige in Archiven verschwinden oder schlimmer noch: wo nur irgendwie gesucht wird; zwischen der Suche nach einer Weltformel und einem verlorenen Schlüssel wird dann nicht länger unterschieden. In seiner mittlerweile inflationären Verwendung droht der Forschungsbegriff zur leeren Münze zu verkommen. Dabei spricht Vieles durchaus für einen offenen Forschungsbegriff – wenn Innovation im hier definierten gesellschaftlichen Sinne von Forschung abhängt, warum sollte diese nicht auch selbst im Methodischen und Semantischen innovativ sein? Nur sollte das nicht zu einer falschen Unendlichkeit führen, in der alles Suchen und alle Suchenden grau sind. Der Geist mag wehen, wo er will, in der Forschung muss er konkret und methodisch sein.